

Der Campo das Cebolas in Lissabon wirkt kahl und ist noch leer. Aber schon bald wird sich auf dem Platz am Ufer des Tejo eine Plantage aus 400 Zuckerrohren aus schwarzem Aluminium erheben. Sie sollen an 400 Jahre Sklaverei erinnern. Am Quai in der Nähe legen heute große Kreuzfahrtschiffe an, früher landeten am Flussufer die Sklaven; sechs Millionen Menschen bewegten die Portugiesen zwischen Afrika, Südamerika und Europa. Der Hauptstadt der einstigen Kolonialmacht mangelt es nicht an Denkmälern für Eroberer und Entdecker. Die dunkle Seite der Geschichte blieb jedoch bis heute unsichtbar. Zum ersten Mal erinnert nun das „Memorial às Pessoas Escravizadas“ an die von Portugal versklavten Menschen.

Die jüngere Generation der gut 370 000 afrikanischstämmigen Bürger Portugals des Landes ist politisch selbstbewusster geworden und hat die Initiative für „Plantação“ ergriffen. So heißt die Installation des angolanischen Künstlers Kiluanji Kia Henda: Die Zuckerrohrplantage symbolisiert für ihn Unterdrückung und Zwangsarbeit. „Es war die Entscheidung der Einwohner Lissabons“, sagt Beatriz Gomes Dias. Die Stadträtin des Linksblocks (BE) gehörte mit ihrer Schwester zu den treibenden Kräften hinter dem Projekt. Das Denkmal, zu dem ein Dokumentationszentrum gehören wird, ist Teil des „Bürgerhaushalts“ der Stadt und wurde durch einen Bürgerentscheid gebilligt. „Eigentlich sollte es schon fertig sein, aber die Kommunalwahl, die Pandemie und einige technische Probleme führten zu einer Verzögerung“, sagt Gomes Dias, die bis zur Wahl im Januar 2022 Abgeordnete war, sie war eine von insgesamt drei schwarzen Parlamentarierinnen. Vergeblich hatte sie sich um das Bürgermeisteramt in der Hauptstadt beworben.

Die in Dakar geborene Biologielehrerin gründete schon vor einigen Jahren mit Freunden den Verein „Djass“. Ein Grund dafür war der Plan der damaligen sozialistischen Stadtverwaltung, ein „Museum der Entdeckungen“ zu errichten. Kritiker befürchteten, dass daraus eine Art touristischer Themenpark werden könnte, der die Heldentaten der portugiesischen Seefahrer feiert und die restliche Geschichte ausblendet. Djass wollte den Menschen aus Afrika endlich ein Gesicht geben: ihrem Leiden und wie ihre Nachfahren das Land prägten. Zugleich wollten sie mit den tief verwurzelten Mythen aufräumen, welche die Identität vieler Portugiesen bis heute prägen.

„Dieses Märchen stammt noch aus der Zeit der Salazar-Diktatur und lebt bis heute fort. Besonders der sogenannte Lusotropikalismus. Das ist die Vorstellung, nach welcher der portugiesische Kolonialismus ganz anders und viel gutmütiger war als der von Frankreich, Belgien und anderen Kolonialmächten“, sagt António Sousa Ribeiro, der das Zentrum für Sozialstudien an der Universität Coimbra leitet. Dort ist auch das internationale Projekt „Memoirs“ angesiedelt, das sich mit generationenübergreifenden Erinnerungen der Kinder und Enkel der früheren Kolonialimperien Portugal, Belgien und Frankreich befasst. „Kolonialismus ist nicht einfach eine Begleiterscheinung, sondern ein Grundpfeiler der europäischen Moderne. Er wirkt auf vielfältige Weise auf die Gegenwart ein“, betont der Germanistikprofessor. In Portugal dominiere bei vielen noch die unkritische Sicht auf die „glorreiche“ Geschichte der Entdeckungen: Man sei vielleicht ein armes Land, habe aber der Welt neue Welten geschenkt, sei dann zu hören. „Dazu kommt auch Versagen der Schulen nach der Nelkenrevolution“, die zu wenig getan hätten, um zu einem realistischeren Bild beizutragen.

Doch das ändert sich nun. Besonders dank der Portugiesen mit afrikanischen Wurzeln sei die Auseinandersetzung mit der eigenen Kolonialgeschichte „im Kommen“, sagt António Sousa Ribeiro. Aber es sind nicht nur diese jüngeren Generationen. Am Jahrestag der Nelkenrevolution im vergangenen Jahr forderte der 73 Jahre alte Staatspräsident Marcelo Rebelo de Sousa, der Sohn des letzten Kolonialministers ist, die Portugiesen dazu auf, sich mit Sklaverei, Rassismus und dem Leiden der Kolonialkriege auseinanderzusetzen: Sie sollten die Vergangenheit mit den Augen der Kolonisierten und nicht nur mit denen der Kolonisatoren betrachten. Er warnte



Solidarität mit „Black Lives Matter“: Teilnehmer einer Kundgebung im Juni 2020 in Lissabon recken ihre Fäuste gen Himmel.

Foto Picture Alliance

Die Kinder des Imperiums begehren auf

Portugal beginnt sich mit seinem kolonialen Erbe auseinanderzusetzen. In Lissabon soll nun ein Denkmal an versklavte Menschen erinnern.

Von Hans-Christian Rößler, Lissabon

vor einem „unkritischen Kult der Verherrlichung des portugiesischen Imperiums“. Weder „Selbstrechtfertigung“ noch „Selbstgeißelung“ seien jedoch der richtige Weg.

Die Orte, die an die schwierige Vergangenheit erinnern, sind in Lissabon nicht leicht zu finden. Dabei steht das Gefängnis von Aljube gleich neben der Kathedrale. Obwohl es mitten im Alfama-Viertel liegt, besuchen es nur wenige Touristen. Bis 1965 war der Bau mit den vergitterten Fenstern die erste Durchgangsstation für mehr als 15 000 Dissidenten und politische Gefangene, bevor sie verurteilt, viele Jahre weggesperrt oder aus Portugal deportiert wurden. Seit 2015 beherbergt das einstige Gefängnis das „Museum für Widerstand und Freiheit“. In der Dauerausstellung befasst sich im dritten Stockwerk zumindest ein größerer Raum mit dem Freiheitskampf gegen die Kolonialmacht Portugal. Die Sonderausstellung im Erdgeschoss, welche die knappen Informationen vertieft, schließt Mitte Juni nach nur einem halben Jahr.

Für den von 1961 bis 1974 dauernden Kolonialkrieg in Angola, Guinea-Bissau und Mozambique hatte Portugal mehr als eine Million Soldaten mobilisiert – es ist ein portugiesisches Paradox: Die Soldaten, die ihr eigenes Land 1974 von der Diktatur befreiten, waren in Afrika oft Teil der Kolonialarmee, die gegen die Befreiungsbewegungen kämpfte. Ohne das Aufbegehren in Afrika hätte die autoritäre Herrschaft in Portugal kaum ein Ende gefunden. Bis 1975 wurden alle Kolonien unabhängig, und Hunderttausende strömten zurück in ihr armes „Mutterland“. In Portugal streitet man bis heute darüber, ob es „Retornados“ (Rückkehrer) oder eher Flüchtlinge waren. Auch wegen ihnen ist

die koloniale Vergangenheit in Portugal viel präsenter als im benachbarten Spanien, das Kuba und die Philippinen schon am Ende des 19. Jahrhunderts verlor.

Auf der Suche nach den Spuren des afrikanischen Lissabon helfen mittlerweile spezialisierte Stadtführer. Sonst ist es schwierig, die Namen der Orte zu dechiffrieren, die an die Menschen erinnern, die in die Stadt verschleppt wurden: Zum Beispiel die „Rua do Poço dos Negros“ – die sich mit „Straße mit der Grube für die Schwarzen“ übersetzen lässt. Es war ein anonymes Massengrab für die Sklaven, deren Leichname man bis ins 16. Jahrhundert am Straßenrand verwesen ließ. Neben dem Rossio-Platz in der Stadtmitte fällt der kleine afrikanische Markt auf. Er liegt in Sichtweite der Kirche „São Domingos“, die für die Menschen aus Afrika seit Jahrhun-

derten ein besonderer Ort ist. Bei den Dominikanern durften sie beten und eine eigene Bruderschaft gründen.

Susanne Sporrer fasziniert ein eher unscheinbares Eckhaus. Dort hatte nach 1944 während der Salazar-Herrschaft die „Casa dos Estudantes do Império“, das „Haus der Studenten des Imperiums“ ihren Sitz. Diese Studentenvereinigung sollte nach dem Willen des Regimes die „imperiale Mentalität und das Gefühl der Portugalität unter den Studenten der Kolonien“ stärken. „Das waren dann die führenden Köpfe des anticolonialen Widerstands“, sagt die Leiterin des Goethe-Instituts in Lissabon. Seit zwei Jahren versucht das deutsche Kulturinstitut, solche Orte wieder auf den Stadtplänen von Lissabon und Hamburg sichtbar zu machen. „ReMapping Memories Lisboa – Hamburg: (Post)koloniale Erinnerungsorte“ heißt das Projekt, das zeigen will, wie sichtbar die Spuren des Kolonialismus in Form von Statuen, Gebäuden und Straßennamen bis heute sind. Gleichzeitig sollen Orte des Widerstands beschrieben werden, die eine vergessene Geschichte erzählen. Auf einer Website lassen sich mehr als 20 Erinnerungsorte auf den Stadtplänen von Lissabon und Hamburg anklicken.

„Das Thema ist in vielen europäischen Städten virulent“, sagt Sporrer. „In Amsterdam, Brüssel, Marseille, Bristol, Barcelona, Berlin und eben auch in Hamburg und Lissabon wird über einen neuen Umgang mit dem kolonialen Erbe nachgedacht und wie diese Orte demokratisiert oder dekolonisiert werden können. Der Kolonialismus war ein europäisches Projekt“, erklärt die Leiterin des Goethe-Instituts. In Portugal hat das auch mit der Debatte über einheimischen Rassismus zu tun.

Lange Zeit hatten die großen Parteien das Thema ignoriert. Viele Portugiesen hielten ihr Land für eine tolerante Ausnahme, weil die Afrikaner aus den früheren Kolonien stammen und praktisch Mitglieder der eigenen Familie sind. Doch zunehmende Übergriffe und besonders ein Mord haben das geändert: Im Juli 2020 erschoss ein früherer Kolonialsoldat den schwarzen Schauspieler Bruno Candé. Zuvor hatte der Sechundsiebzigjährige ihn in einem Streit rassistisch begleitet und bedroht. Die rechtspopulistische Chega-Partei, die bei den Wahlen im Januar drittstärkste Kraft im Parlament wurde, behauptet, Rassismus sei nur ein „Narrativ der extremen Linken“. Als die aus Guinea-Bissau stammende Abgeordnete Joacine Catarina Moreira verlangte, afrikanische Raubkunst in Museen an die Herkunftsländer zurückzugeben, forderte Chega, sie solle nach Afrika zurückkehren.

In Lissabon genügt dieser Tage ein Gang ins Museum der Gulbenkian-Stiftung, um zu sehen, wie Künstler afrikanischen Ursprungs europäische Kunst beeinflussen. Die Ausstellung „Europa Oxalá“ präsentiert 21 Künstler, die als Kinder und Enkel, die in Belgien, Portugal oder Frankreich geboren wurden, dort leben und arbeiten. „Das ist keine Ausstellung ‚afrikanischer‘ Kunst im üblichen Sinn. Es handelt sich um europäische Künstlerinnen und Künstler, die durch die Verarbeitung ihrer eigenen Erfahrung als ‚Kinder des Imperiums‘ unter Benutzung avanciertester ästhetischer Mittel in der Lage sind, der Öffentlichkeit ein anderes, progressives Gesicht Europas zu präsentieren“, sagt António Sousa Ribeiro von der Universität Coimbra.

Mónica de Miranda verwandelte sich dafür in eine Archäologin. Für ihre Installation „Tales of Lissabon“ trug die portugiesische Künstlerin mit angolanischen Wurzeln zusammen, was die afrikanischen Bewohner hinterlassen haben, deren sechs Wohnhäuser am Stadtrand von Lissabon abgerissen worden waren: zerfledderte Tonbandkassetten, ein zerbrochener Ventilator, alte Schuhe. Die Künstlerin bat sechs Autoren, aus diesen Überbleibseln eine neue Welt entstehen zu lassen. Ihre Geschichten können sich die Besucher der Ausstellung anhören, die auch in Frankreich und Belgien zu sehen sein wird. Diese Länder setzen sich mit ihrer kolonialen Vergangenheit auseinander, während in Portugals Nachbarland Spanien immer noch Schweigen herrscht. Dort führen die Apologeten das Wort, die dazu aufrufen, stolz auf das Erbe Spaniens zu sein, das besonders Lateinamerika Zivilisation, Sprache und Christentum gebracht habe. Ein Denkmal für die spanischen Sklaven wäre im Zentrum von Madrid undenkbar.



Das Aljube Museum in Lissabon

Foto Mauritius